



Die Hochbahn in Chelsea, die jetzt zum Park wird FOTO: NOAH SHELDON/DAZ

Leerstand und Luxus

Würstchen raus, Kinder rein: Die Umnutzung alter Industriebrachen ist eines der Themen der „Berlin New York Dialogues“ zur Standortentwicklung beider Städte im Deutschen Architekturzentrum

VON FRIEDRIKE MEYER

Sich mit New York zu vergleichen, ist noch immer attraktiv für Berlin. Im Deutschen Architekturzentrum (DAZ) wurde am Wochenende eine Ausstellung eröffnet, die das beliebte Kontrastieren um innovative Potenziale auf der Ebene der Stadtentwicklung durchspielt: „Berlin – New York Dialogues“. Zu sehen war die Ausstellung bereits im November in New York, als Teil eines von der Carnegie Hall organisierten Festival „Berlin in Lights“. Denn längst ist die deutsche Hauptstadt dort als preiswert und aufregend bekannt und erinnert viele damit an das New York der Siebzigerjahre.

Faktisch betrachtet könnten beide Städte unterschiedlicher nicht sein. New York hat 8,2 Millionen Einwohner und kann sich vor Zuwanderung und steigenden Immobilienpreisen kaum

retten. Berlin hingegen kämpft mit stagnierenden 3,4 Millionen um die Bewältigung seines Leerstands und mit einem denkbar niedrigen Bruttosozialprodukt. Dennoch: Hier wie da warten riesige Brachflächen eines zu Ende gegangenen Industriezeitalters, hier wie da suchen Kommunen, Entwickler und Kreative ständig nach neuen Bestimmungen und nähren mit ihren Projekten den Ruf beider Städte als pulsierende Kulturmetropolen.

Um die Veränderungsprozesse greifbar zu machen, haben die Kuratoren vom New Yorker Center for Architecture und vom DAZ je drei Gebiete ausgewählt, die sich extrem schnell gewandelt haben oder gerade erst in Bewegung kommen: Hunts Point & Mott Haven in der südlichen Bronx, Chelsea in Manhattan und Red Hook, ein Hafeneiland in Brooklyn, stehen für die New Yorker Entwicklung. Auf einer riesigen Luftaufnahme markiert

und mit den wunderbaren Fotos von Noah Sheldon charakterisiert, setzen sie den Rahmen der Ausstellung.

Kleinteiliger geht es auf den sechs langen Wänden dazwischen zu. In die Bereiche Kultur als Katalysator, Gemeinschaftskatalysator, Gentrifizierung und politische Interventionen unterteilt, werden allerlei Projekte aufgezählt. Da gibt es zum Beispiel die Bronx Charter School for the Arts, die die Ausbildung von Kindern in der ökonomisch vernachlässigten Gegend durch den Umgang mit Kunst verbessern will. Der New Yorker Pädagoge Xanthe Jory hatte sich Ende der Neunziger mit Erziehern, Anwohnern und Eltern zusammengetan, um ein Ausbildungsprogramm zu erarbeiten und private Spenden einzuwerben, denn bis vor drei Jahren erhielten freie Schulen in New York keine städtische Förderung für den Bau ihrer Einrichtungen. Mithilfe eines

Bauunternehmers und der Architekten Weisz + Voes gelang es, eine Baugenehmigung für das Gelände einer ehemaligen Würstchenfabrik zu erwirken und einen zweckmäßigen, preiswerten Neubau zu errichten.

In einem anderen Entwicklungsstadium befindet sich das heute als Galerienviertel bekannte Chelsea in Manhattan. Eine nicht mehr genutzte Hochbahntrasse wird hier derzeit zu einem 2,5 Kilometer langen Park umgebaut. Dies führt zum Anstieg der Immobilienpreise und zu einem Bauboom von Luxusapartments entlang der Trasse. Der Bauherr Greg O'Connell hingegen, der in Brooklyns Ufergegend Red Hook rund 25 Anwesen besitzt, bleibt resistent gegenüber der Luxus-kategorie. Sein Aushängeschild ist ein ehemaliges Speichergebäude am Hafen, das er zur Heimstatt von Handwerkerbetrieben, Künstlern und lokalen Organisationen entwi-

ckelt hat. Vor zwei Jahren zog dort ein Fairway Supermarkt ein, dessen 300 Angestellte fast alle in der Nachbarschaft wohnen.

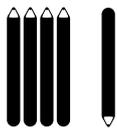
Den New Yorker Erfolgsgeschichten gegenüber stehen bekannte Berliner Beispiele: Das Badeschiff, die Strandbars und die zum Kulturzentrum umgebaute Pumpstation Radialsystem, welche als kulturelle Katalysatoren das Spreepfer für Investoren attraktiv machen. Die private Phorms School in der Ackerstraße, die zum Edelclub umgebaute Poststation und das architektonisch anspruchsvolle Boardinghaus Slender Bender charakterisieren Mitte als attraktives Stadtviertel.

Alles gut zu wissen. Doch was hätte man aus den mehr als hundert Neubauten, Grünanlagen, wieder belebten Wohngebieten und kulturellen Initiativen nicht alles schlussfolgern können. Braucht es in den USA für Wohnungen und Schulen immer Mäzene? Ist Berlin-Mitte nicht längst jenes homogen-luxuriöse Wohnquartier, welches O'Connell in Red Hook verhindern konnte? Werden die vom Senat geförderten Baugruppen für eine gemischte Bewohnerstruktur sorgen können? Die dokumentarische Aneinanderreihung der Projekte auf beiden Seiten wirkt wie das Ergebnis einer fleißigen Momentaufnahme, die man, ergänzt um Analysen und Erlebnisberichte, vielleicht besser in einem Buch veröffentlicht hätte.

Dabei wären sicher auch Antworten auf die Frage gekommen, was diese Entwicklungstendenzen nun für die Stadtplanung bedeuten. Eine davon gibt die New Yorker Architektin Claire Weisz: „Bei uns sind die Bewohnergruppen extrem gut organisiert, weil sie eigenverantwortlich in die Wege leiten wollen, worum sich die Stadt nicht kümmert. Das macht es für uns Planer nicht einfach, neue Ideen umzusetzen.“ Berlin hingegen, so meint sie, sei vergleichsweise verworren mit öffentlichem Geld und Unterstützung. Initiativen gründen sich daher eher, um vermeintlich störende Investitionen zu verhindern.

Beobachtungen wie diese hätten in eine Ausstellung gehört, die das Wort Dialog im Titel trägt. Doch auf die Frage, was beide Städte voneinander lernen können, fanden selbst die Redner der angeschlossenen Tagung in der Akademie der Künste kaum Antworten. Stattdessen hielten sie architektonische Werkvorlagen oder lasen theoretische Abhandlungen zur Lesbarkeit von Symbolen vor.

Im DAZ, Köpenicker Straße 48/49, Di.–Fr. 12–19 Uhr, Sa. + So. 14–19 Uhr. Eintritt frei. Bis 4. Mai



berliner
szenen

Rockkonzert, Eintritt frei

Noch nie gesehen

„Heute Rockkonzert, Eintritt frei“, steht mit Kreide auf dem Schild vor der Eckkneipe. Es ist gewissermaßen unsere Eckkneipe, an der Ecke unseres Wohnblocks. Seit wir hier wohnen, haben wir sie nie betreten. Heute aber doch. Neben dem Tresen blinken die Daddelautomaten. Ihr Gedudel wird überboten vom Gitarrenlärm der Band, die im Nebenraum aufspielt. Wir hatten auf eine AC/DC-Coverband spekuliert, aber stattdessen gibt es Gitarrenrock mit deutschen Texten, in denen es um Wut und andere Gefühle geht. Mutmaßliche Besetzung der Band: der pubertäre Sohn der Wirtin und seine Freunde, unterstützt vom Musiklehrer am Schlagzeug.

Die blondierte Wirtin mustert uns. Der Kollege und ich bestellen zwei Bier vom Fass und setzen uns an den Tresen. Vor zwei Wochen war die Wirtin bei uns aufgeschlagen, als die Party fast zu Ende war. Der Kollege hatte mir das Mischpult überlassen. Ein sicheres Zeichen, dass das Ende nahte: Jetzt war die Musik auch egal. Die Wirtin hatte ihre Kneipe dichtgemacht und die letzten zwei Stammgäste einfach mitgebracht. „Stinker“ und „Faktotum“ wurden uns vorgestellt, setzten sich aufs Sofa, ließen die Köpfe nach hinten fallen und schliefen ein. Die Wirtin fühlte sich wohl, erzählte uns von der Jointkultur der Sechziger, ihrer Eckkneipe, die immer echte Kiez-kneipe bleiben sollte, und dem Konzert in zwei Wochen. Kommt doch vorbei, Jungs, würde mich freuen, sagt sie damals. Jetzt stellt sie die Biere vor uns hin. Der Gast, der die Spielautomaten bedient, bekommt eine neue Flasche Sternburg Export. „Seid ihr neu im Kiez, Jungs, hab euch hier noch nie gesehen“, fragt die Wirtin. „Nein“, sagen der Kollege und ich gleichzeitig, stoßen an und trinken schweigend unser Bier.

STEFAN NICKELS

Johan, eine Liebe in Paris

Das Making-of einer Fantasie: „Johan“ von Philippe Vallois spielt in den glücklichen Jahren eines befreiten Umgangs mit schwulem Sex, als von Aids noch keine Rede war. Das macht den wiederentdeckten Film zu einem raren Dokument

Ein paar dramatische Akkorde von Bruckner, ein paar einleitende Worte des Regisseurs („Mein Dank gilt allen, die unentgeltlich an diesem Film mitgewirkt haben“), und schon geht es zur Sache: Nach fünfzehn Minuten der erste Fick – es wird viel gefickt in diesem Film –, nach sechseinhalb Minuten das Sperma eines tödlichen Virus belegt und die Schamhaare aus der Vorhaut gepflückt. In „Johan“, diesem französischen Film, der zwar 1976 gedreht wurde, aber erst jetzt in deutsche Kinos kommt, passiert schwuler Sex ganz ein passant. Die Männer in Paris haben fast immer Lust. „Johan“ ist aber kein Porno. Vielmehr scheint es, als habe Regisseur Philippe Vallois bereits während der Dreharbeiten geschwätzt, dass nicht viel Zeit bleiben würde, um lustvoll befreiten schwulen Sex zu dokumentieren. Denn natürlich lau-

erte zu diesem Zeitpunkt schon Aids hinter den Kulissen, möglicherweise waren die ersten Männer zu diesem Zeitpunkt bereits infiziert.

Man muss „Johan“, der bis vor Kurzem als verschollen galt, als Momentaufnahme aus diesem historischen fingschnippkurzen Zeitalter sehen, dieser Zeit Ende der 60er- bis Anfang der 80er-Jahre, in der in einigen westlichen Nationen unter Schulen eine Ahnung von Selbstverständlichkeit erwachte und Sex noch nicht mit dem Stigma eines tödlichen Virus belegt war – die Jahre, in denen James Bidgood in New York „Pink Narcissus“ drehte, in denen JD Cadinot in Frankreich begann, seine Pfadfinder- und Polizeipornos zu produzieren, und in der hierzulande Rosa von Praunheim berühmt wurde. „Johan“ reiht sich ein in diese Tradition von Fil-

men, gedreht mit viel Idealismus, kleinem Budget und einer Ästhetik, die man mit heutigem Auge als amateurhaft bezeichnen muss.

Unverschämte enge Hosenträger die Männer in „Johan“, wenn sie im Sommer im Jardin des Tuileries cruisen gehen: Man weiß gleich, worauf man sich einlässt. Die Zeit, die dadurch gewonnen ist, dass sich Lust schnell befriedigen lässt, verbringen die Akteure – unter anderem Pierre Commy, wenige Jahre später berühmt als Teil des Kitschkunstduos Pierre et Gilles – damit, rauchend in Cafés zu sitzen, Ballett zu tanzen oder scherzhaft Familienplanung zu betreiben. Fansendern politisiert scheinen sie nicht. In erster Linie beschäftigen sie sich damit, über einen gewissen Johan zu reden. Denn das ist „Johan“, wenn man den zeitgeschichtlichen Aspekt mal

außer Acht lässt: eine recht kompliziert konstruierte Geschichte um einen Protagonisten, den man im Laufe des Films nie zu Gesicht bekommt. Johan, so wird niemand müde zu betonen, sitzt in Untersuchungshaft. Was man aus Gesprächen und aus Briefen über ihn erfährt, macht nicht gerade Lust, ihn kennenzulernen: Er gilt als Egoist, Narziss, Sadist und Exhibitionist. Im Gefängnis sitzt er wegen Kleptomanie. Allerdings scheint dieser Johan wie eine Sucht zu wirken: Alle Männer schwärmen von ihm, Philippe, ein Regisseur, plant sogar einen Film über ihn. Vorerst bleibt dieser Film indes eine Fantasie. Immer wenn in „Johan“ das Bild vom Schwarzweiß ins Bunte wechselt, weiß der Zuschauer: Wir befinden uns jetzt in dieser Fantasie, im Kopf des Filmemachers! „Johan“ ist also gewissermaßen das Making-of einer Fantasie.

Zum Glück, muss man fast sagen, kommt es immer zu spontanem Sex, wenn der Plot allzu wirr zu werden droht. Besonders beeindruckend in diesem Zusammenhang: die Szene, in der der Filmemacher mit einem Eimer Vaseline hinter einem knochigen Riesen hockt, der darauf steht, seinen Kopf in eine Kloschüssel zu stecken, während er gefästet wird. Was genau Philippe Valois mit „Johan“ sagen wollte, bleibt zwar rätselhaft, möglicherweise ist es aber auch nicht wichtig: Ein wertvolles Dokument seiner Zeit ist der Film so oder so. Zugleich Ergebnis und Ausdruck einer Befreiung, die kurze Zeit später von biologischer Seite wieder einen Riegel vorgeschoben bekam, überrascht er mit einer steilen Metapher: das Gefängnis nicht mehr als Ort der Bestrafung für Schwulheit per se, sondern als Disziplinierungsanstalt für Menschen mit schädlichen Trieben. Böse Vorahnungen. JAN KEDVES

Premiere heute Abend im Movimento Kino mit einem historisch-persönlichen Entrée von Wieland Speck, 21 Uhr